



1122.

Einladung

zur

öffentlichen Prüfung

und

feierlichen Entlassung

im

hiesigen Gymnasium am 18. und 19. Junius;

und

zu den öffentlichen Prüfungen

in

der Doms- und der russischen Kreisschule am 20. Junius, und in der zweiten
Kreis- oder Handelsschule am 21. Junius.

Vorangestellt ist:

Ueber das Verhältniß von Göthe's Iphigenia auf Tauris
zu dem gleichnamigen Stücke des Euripides,

erste Abtheilung,

vom

Oberlehrer N. F. Krannhals.

Niga,

gedruckt bei Wilhelm Ferdinand Häcker.

1841.



Der Druck ist erlaubt, nach dessen Vollendung die gesetzliche Zahl Exemplare der Censur-Comität übergeben werden müssen. Dorpat, den 26. April 1841.

Censor Sahmen.

ESTICA

A. 1957.

2t.



3249

das Verhältniß von Göthe's Iphigenie auf Tauris zu dem gleichnamigen Stücke des Euripides.

Erste Abtheilung.

Die gewöhnliche Ansicht über Göthe's Iphigenie auf Tauris ist wohl die, daß dieses Drama nichts anders sei, als eine Nachahmung oder Reproduction der antiken Tragödie, ein Versuch des Dichters sich ganz in die classische Welt und deren Anschauungsweise zu versenken und einen willkürlich gewählten antiken Stoff im Geiste des Alterthums zu behandeln. Demgemäß hat man das Göthefche Drama öfters mit dem uns noch erhaltenen Stücke des Euripides verglichen, welchem derselbe Stoff zu Grunde liegt, und ist dabei zu verschiedenen Resultaten gelangt. Denn während Einige, manche Vorzüge der neuern Dichtung zugebend, Vieles in Gehalt und Form als ungrüchisch tadelten, anerkannten Andere die überwiegende Vortreflichkeit derselben und erfreuten sich um so inniger an ihrer Schönheit, als sie bei dem antiken Geiste, der sie durchweht, auch vielfache Anklänge an die moderne Empfindungs- und Anschauungsweise enthält. Indem aber so die Betrachtung diesem mehr äußern Verhältnisse des Gedichtes sich zuwandte, blieb die nähere Beziehung desselben zum Dichter und zu seiner gesammten Geistesentwicklung unbeachtet. Göthe selbst fordert uns auf, jedes seiner Gedichte als ein Gelegenheitsgedicht im höhern Sinne zu betrachten, und wir wissen, daß es ihm ein erprobtes Mittel war, die Last trüber und drückender Stimmungen von sich abzuwälzen, sich aus einer Verwirrung herauszureißen, wenn er, was sich in ihm regte und bewegte, in irgend einer Form kräftig darstellte (vergl. Werke 26. S. 295.). So erkennen wir aus seinen eignen Aufschlüssen in der Selbstbiographie, daß jedes seiner bedeutendern Werke die Darstellung eines Kampfes enthält, wie er im Ringen und Streben nach einer immer gebiegemern Weltanschauung der Erreichung jeder höhern Entwicklungsstufe voranzugehen pflegt, den der Dichter, nachdem er ihn überwunden, von einem höhern Standpunkte aus poetisch gestaltete und so erst zum völligen Abschluß brachte, um frei und neubelebt neuen Verwickelungen und Kämpfen entgegenzugehen. Wenn wir so in Werther, Elavigo, Faust u. s. f. mehr oder weniger den Dichter selbst in verschiedenen Epochen seiner poetischen und sittlichen Entwicklung wiederfinden, so macht sich die Forderung geltend auch in „Iphigenie,“ die mit der Bildungsgeschichte des Dichters in einem nur losen und äußern Zusammenhange zu stehen scheint, jene tiefern Bezüge zu seinem Geistesleben aufzusuchen, durch deren Enthüllung auch dieses Werk als ein nothwendiges, wesentliches Glied in die fortlaufende Kette der Entwicklung sich einreihen würde. Nach einer langen Ruhe von mehr als zehn, in den mannichfachsten Beschäftigungen und Zerstreuungen verlebten Jahren, während welcher sich die poetische Kraft des Dichters nur gelegentlich in kleinern Spielereien zeigte, war „Iphigenie auf Tauris“ das erste größere Gedicht, welches Göthe seinen Zeitgenossen darbot. Die auffallende Verschiedenheit dieser Dichtung von seinen frühern in Form und Gehalt erregte Befremden, da die Meisten, wie jene Freunde, von denen der Dichter in der italienischen Reise erzählt (W. 27. S. 255.), bei aller Theilnahme doch etwas Wilderes, Leidenschaftlicheres erwarten mochten. Diese Verschiedenheit läßt sich aus der Natur des Stoffes wie der Form keineswegs befriedigend erklären, sondern wir werden durch sie auf etwas Tieferes hingewiesen, auf eine Epoche machende Veränderung in der poetischen und sittlichen Natur des Dichters, als deren köstliche, vollendete Frucht Iphigenie zu betrachten ist. Ahnen wir so statt willkürlichen Zufalls Nothwendigkeit und innern Zusammenhang, so entsteht die Aufgabe nachzuweisen, durch welche inneren Er-

lebnisse der Dichter veranlaßt wurde gerade diesen Stoff zu wählen, und wie derselbe und seine poetische Gestaltung sich zur sittlichen wie poetischen Persönlichkeit des Dichters und zu dessen frühern und spätern Dichtungen verhalte: eine Aufgabe, deren Lösung zuerst Weiße (in den Berl. Jahrb. 1839. März Nr. 59 ff.) versucht hat.

Schon als Göthe den Werther schrieb und später noch lebendiger, hatte sich in ihm die Ueberzeugung gebildet, daß der Mensch in den wichtigsten Lagen seines Lebens auf sich selbst zurückgewiesen sei, trotz alles Schutzes und aller Förderung von außen her (W. 26, S. 313 ff.). Indem er sich nun nach einer Bestätigung dieser Selbstständigkeit umsah, erkannte er als die sicherste Basis derselben für ihn sein productives Talent: diese Naturgabe fand er bei weiterm Nachdenken ihm ganz eigen angehörig, durch nichts Fremdes begünstigt noch gehindert, so daß er hierauf sein ganzes Dasein in Gedanken gründen mochte. Was früher in seinen Werken Beifall gefunden, war in der Einsamkeit entstanden; bei einem breitem Verhältnisse zur Welt stockte oft die Ausführung, wenn es auch nicht an Erfindung fehlte, und der Dichter fühlte immer lebhafter, daß Bedeutendes sich nur produciren lasse, wenn man sich isolire. Diese Vorstellung verwandelte sich ihm sogleich in ein Bild: die alte mythologische Figur des Prometheus fiel ihm auf, der abgesondert von den Göttern aus seiner Werkstätte eine Welt bevölkerte. So entstand das Fragment Prometheus. Aber auch die Gestalten der übrigen Titanen beschäftigten ihn lebhaft. „Auch die kühnern jenes Geschlechts, Ixion, Sisyphus, Tantalus, waren meine Heiligen. In die Gesellschaft der Götter aufgenommen, mochten sie sich nicht untergeordnet genug betragen, als übermüthige Gäste ihres wirklichern Gönners Zorn verdient und sich eine traurige Verbannung zugezogen haben. Ich bemitleidete sie; ihr Zustand war schon von den Alten als wahrhaft tragisch anerkannt, und wenn ich sie als Glieder einer ungeheuren Opposition im Hintergrunde meiner Iphigenie zeigte, so bin ich ihnen wohl einen Theil der Wirkung schuldig, welche dieses Stück hervorzubringen das Glück hatte.“ Göthe selbst weist uns hier auf den nähern Zusammenhang hin, welcher zwischen der Iphigenie und einem Kreise poetischer Gestalten stattfindet, die ihn lange lebhaft beschäftigten, zu einer Zeit, wo nach seinem eignen Geständnisse eine bedeutsame Epoche in seiner Entwicklung begann. Die oben angedeutete Eigenthümlichkeit der Götheschen Dichtungsweise berechtigt uns aber anzunehmen, daß dieser Zusammenhang nicht auf bloß zufälliger, äußerer Anknüpfung beruhe, sondern durch ein geistiges Aus- und Fortbilden des Titanenmythus erzeugt sei. Denn wie die Beschäftigung mit diesem Mythenkreise nicht zufällig oder durch willkürliche Wahl veranlaßt war, sondern der Dichter in dem unbändigen Troß der himmelftürmenden Titanen ein poetisches Spiegelbild seiner eigenen brausenden, ungebändigten Subjectivität fand, so müssen wir annehmen, daß auch Iphigenie mehr oder weniger ein Sinnbild und poetischer Ausdruck für Selbsterlebtes sei, und daß die poetische Uebertragung und Umwandlung des trostigen Kampfes jener düstern Charaktere voll leidenschaftlicher Hefigkeit in die heitere, versöhnende Welt der Sittlichkeit, die uns in der Iphigenie entgegentritt, auf eine ähnliche Umwandlung in dem sittlichen und künstlerischen Bewußtsein des Dichters hinweise. Den psychologischen Fortgang dieser Umwandlung im Einzelnen nachzuweisen, ist freilich unmöglich, da die eignen Mittheilungen des Dichters über sein Leben gerade in der Zeit abbrechen, in welcher Iphigenie entstand, und auch sonst über diese Lebensperiode sich nur wenige Andeutungen in seinen Briefen u. s. f. finden. Dadurch verliert aber die eben ausgesprochene Behauptung nicht an Wahrscheinlichkeit, im Gegentheil, manche jener vereinzeltten Andeutungen bestätigen dieselbe. Jener schon erwähnte Widerstreit, in welchen die poetische, producirende Natur Göthes mit den Anforderungen der Welt trat, „welche sein Talent mannichfach in Zerstreuung zog, um hier und da von seiner Persönlichkeit etwas abzuzupfen und sich zuzueignen (W. 48, S. 22.),“ war noch keineswegs durch die poetische Beschäftigung mit der Prometheus Sage von ihm überwunden und ausgeglichen. Er wuchs im Gegentheil immer mehr zum Nachtheil seiner poetischen Productivität. Wenn wir so den Dichter allmählich nach zwei verschiedenen Seiten hingezogen sehen (vergl. W. 48, S. 14 ff.), wie er sowohl seinem poetischen Drange als den realen und praktischen Anforderungen der Welt zu genügen sich bestrebte, so mußte dieser Zwiespalt noch größer werden, als Göthe bald darauf an den Hof zu Weimar kam. Seine Beziehungen zur Welt und zur Gesellschaft wurden hier noch vielseitiger, eine edle Geselligkeit, die sein Talent vielfach in Anspruch nahm, der Strudel von Zerstreuungen und Geschäften, in welche er sich hineingerissen sah, drohten seine productive Kraft zu zersplittern und auf lange Zeit zu lähmen: eine Befürchtung, die seine bewährtesten Freunde hegen (vgl. besonders Merck's Aeußerungen in Falk's „Göthe aus näherm persönlichen Umgange dar-

gestellt," S. 145, und Wieland's Briefwechsel III., S. 257.). Göthe selbst schildert diese Zeit als eine, „in der Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, lange Weile, Haß, Abernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unverseheneß, Flacheß und Tiefes mit Längen, Schellen, Seide und Glitzern ausgestattet, wechselten" (Briefe an Lavater S. 27.). Dennoch müssen wir diese Zeit als eine höchst wichtige Uebergangsperiode für den Dichter betrachten. Unter der Hülle jener hohlen Aeußerlichkeiten verbarg sich ein tief bewegtes Leben des Gemüthes, welches in einzelnen Andeutungen durch das umgebende geheimnißvolle Dunkel aufleuchtet. So schreibt Göthe Lavatern, „daß sein Gott, dem er immer treu geblieben und dessen Friede sich täglich an ihm offenbare, ihn reichlich gesegnet im Geheimen, denn sein Schicksal sei den Menschen ganz verborgen, sie könnten nichts davon sehen noch hören," (S. 37 u. 39.) und noch bedeutsamer: (S. 125.) „In mir reinigt sich's unendlich, und doch gesteh' ich gern, Gott und Satan, Höl'l und Himmel, die Du so schön bezeichnest, in mir Einem." (vgl. S. 119.) So dauerte jener Widerspruch im Innern des Dichters fort; das Peinigende und Verwirrende dieses „Conflicts der poetischen Natur mit der Realität," wie Göthe selbst jenen Zustand später zu bezeichnen pflegte, erreichte endlich einen so hohen Grad, daß er durch die plötzliche Flucht nach Italien allen leidenschaftlichen Bedrängnissen sich rasch zu entziehen beschloß. Der Aufenthalt in Italien bildet den wichtigsten Wendepunkt in Göthe's Leben. Hier war es, wo er unter den Anschauungen der Kunst „eine Klarheit und Ruhe gewann, von der er lange kein Gefühl gehabt hatte" (W. 27, S. 217.), wo „eine geistige Wiedergeburt ihn von innen heraus umarbeitete" (S. 242.) und mit dem Kunstsinne zugleich der sittliche eine große Erneuerung litt" (S. 243.). Es ist von ungemeinem Interesse den wechselnden Gang seiner Gefühle und Stimmungen auf dieser Wanderung zu verfolgen und den großen Geist zu beobachten, wie er der Lösung ganz nahe, dennoch von Zweifeln hin- und hergeworfen wird (S. 285.); wie, während er den verschiedenartigsten Gegenständen der Natur und Kunst seine Aufmerksamkeit zuwendet, die innere productive Natur sich unhemmbar Luft macht (W. 29, S. 278. 28, 149, 201 ff.), bis endlich aus diesem leidenschaftlich bewegten Meere der Dichter das Ufer gewann und „sein eigenstes Selbst wieder fand." „Täglich wird es mir immer deutlicher," schreibt er aus Rom (29, S. 281.), „daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent excoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend manches ohne großes Studium gelingen ließ," und (S. 300.) „in Rom habe ich mich wiedergefunden und bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden." So erkennen wir, wie Göthe in seiner italienischen Reise zum Abschlusse jener wichtigen Lebensperiode gelangte, die in ihrem Beginn und Fortgang ich, so viel möglich, nachzuweisen versucht habe. In diese Zeit fällt (vgl. Zelter im Briefwechsel mit Göthe 4, S. 390.), schon vor 1779, die Entstehung *Iphigenia's*. Die frühere Gestalt dieses Schauspiels nennt Göthe selbst mehr Entwurf als Ausführung, der in poetischer Prosa geschrieben sei, die sich manchmal dem jambischen Rhythmus nähere, auch wohl andern Sylbenmaßen ähnele (W. 27, S. 27.). Diese erste Bearbeitung (herausgegeben von Stahr, Oldenburg 1839.) zeigt uns zunächst, wie flach die Ansicht sei, der Dichter habe sich auch einmal in einer der antiken sich nähernden Form versuchen wollen, und darum den antiken Stoff gewählt, da vielmehr der schon fertige Inhalt es war, der die classische Form als die ihm einzig gemäße gleichsam forderte. Betrachten wir aber diesen Inhalt, so läßt sich freilich nicht mit Bestimmtheit nachweisen, in wie weit wir in der leidenschaftlichen Verworrenheit Drest's und deren Heilung durch die Liebe und sittliche Reinheit *Iphigeniens* ein Sinnbild für des Dichters eignen leidenschaftlichen und verworrenen Zustand und die Ueberwindung desselben durch die Erkenntniß des wahren Ideals der Schönheit erkennen dürfen, jedenfalls aber ist hier eine genaue Beziehung auf des Dichters eigne, innere Erlebnisse unverkennbar, und man muß wenigstens zugeben, daß dieselben ihn zur Wahl gerade dieses Stoffes hinzuleiten geeignet waren und zugleich die Behandlung desselben zu bestimmen, wenn man auch in dieser eine bewußte und absichtliche Objectivirung der vom Dichter selbst erlebten Seelenzustände nicht zu suchen wagt. Zwar hat der Dichter sich nicht eines Verbrechens schuldig gemacht, wie Drest, aber jene heftige, sentimentale, durch die Schläcken der Leidenschaft unreine Poesie seiner Jugend war seine Schuld, sie legt er hier als Überwunden bei Seite, um, in seiner sittlichen und künstlerischen Natur versöhnt und gereinigt durch die Idee der edelsten, von Schönheit und Wahrheit gleich besetzten Poesie, die Höhe classischer Vollendung zu ersteigen, auf der er sich in seinen spätern Dichtungen unverrückt erhalten hat. Wenn aber die Nothwendigkeit dieser Reinigung und Versöhnung in dem Verlauf der Tragödie symbolisch angedeutet ist, so konnte

der Dichter doch dieselbe an sich selbst erst dann vollständig erfahren, als ihm in Italien die Anschauung der Trümmer einer herrlichen classischen Vorwelt vergönnt war, zu der er sich, nachdem einmal das, wessen er bedurfte, ihm zum Bewußtsein gekommen war, Jahre lang mit einer Art von Krankheit sehnte, von der ihn erst der Anblick der Gegenwart heilen konnte (W. 27, S. 201.). Dort erkannte er denn auch, daß „jene titanischen Ideen nur Lustgestalten waren, die einer ernstern Epoche vorzuspuckten“ (W. 29, S. 216.). Dort konnte aber auch Iphigenie erst die wahrhafte Vollendung erhalten in der edlen, durchgebildeten, classischen Form, die ihr der Dichter gab, in der sich so auch nach außen jene innere Umwandlung bethätigte. Die Geschichte dieser Umbildung, zu der sich in der italienischen Reise interessante Angaben finden, wie das Verhältniß der ältern zur neuern Bearbeitung, kann hier nicht weiter entwickelt werden: ich verweise in beiden Beziehungen auf die treffliche Einleitung von Stahr zur angeführten Ausgabe, und will nur wie auf eine Bestätigung der eben dargelegten Sympathie des Dichters zu seinem Stoffe darauf hindeuten, daß Göthe unter den verschiedenen, entweder neu entworfenen oder zum Theil schon ausgeführten Dichtungen, die er nach Italien mitnahm, gerade Iphigenie zuerst einer Umarbeitung unterwarf und diese fortsetzte und vollendete, ungeachtet sich ihm unterdessen in dem Argument der Iphigenie in Delphi (W. 27, 169.) eine allerdings leidenschaftlichere und dem Charakter seiner frühern Poesie mehr entsprechende Behandlung desselben Stoffes lebhaft aufdrängte. Wie diese beharrliche Zuneigung des Dichters zu seinem Gedicht, ein Zug, den wir auch sonst an Göthe wahrnehmen, eben weil er stets sein innerstes Gemüth in seine Dichtungen niederlegte, aus dem angegebenen Standpuncte sich am besten erklärt, so erhalten wir auch auf diese Weise Aufschluß über das nähere Verhältniß Iphigeniens zu Tasso, auf welches der Dichter selbst hindeutet (W. 27, 284.). Die innige Beziehung beider Gedichte ist in der That unverkennbar. Auch Tasso bezieht sich auf denselben Conflict wie Iphigenie, nur nach einer andern Seite. Die Zeit des Entstehens beider Gedichte ist dieselbe. Wie in der Iphigenie uns ein Bild des innern Zwiespalkes erscheint, welcher das Gemüth des Dichters ergreifen mußte bei der Erkenntniß des Ungenügenden seiner frühern Poesie und dem Bewußtsein, noch nicht die höchste Aufgabe, zu der er sich berufen fühlte, erfüllt zu haben, so stellt Tasso die Entzweiung dar, in welche sein Gemüth durch die Einwirkung der handelnden Welt und deren Forderungen versetzt wurde, die aber von selbst sich aufheben mußte, sobald der Dichter die Reise der classischen Vollendung erreicht und dadurch jenen inneren Zwiespalt in sich ausgeglichen hatte.

Aus diesen Betrachtungen über die Entstehung des Götheschen Drama's ergibt sich schon, daß das Verhältniß desselben zu Euripides Iphigenia in Tauris ein mehr äußeres, zufälliges ist, als man anfangs zu glauben geneigt ist; diese Ansicht wird bestätigt durch die ganz verschiedene Art, wie beide Dichter ihren Stoff aufgefaßt und behandelt haben. Am bequemsten läßt sich ein Vergleich beider Stücke an die Entwicklung des Ganges der Handlung in beiden anknüpfen. Wenden wir uns daher zunächst zur nähern Betrachtung der Götheschen Iphigenie.

Da die Entwicklung der ganzen Handlung in Iphigenien ihren Mittelpunkt hat, so eröffnet sie auch angemessen dieselbe. In dem Monologe der ersten Scene, wie in den folgenden noch zur Exposition gehörigen Scenen, weiß der Dichter auf kunstvolle Weise die bedeutendsten Züge in dem Charakter Iphigeniens uns zur Anschauung zu bringen und zugleich auf den Ausgang des Stückes hinzudeuten. Die tiefe Sehnsucht, welche Iphigenien nach der Heimath hinzieht, obgleich sie sich dem Willen der Göttin in Demuth ergeben, und die vertrauensvolle Hoffnung, Diana werde sie auch vom Leben in Tauris, dem zweiten Tode, erretten, weisen auf ihre Rückkehr als Ziel des Ganzen hin. Neben dieser Sehnsucht erkennen wir die zärtliche Liebe zu den Ibrigen; die kindliche, hohe Verehrung gegen den Vater, den frommen Sinn, der, wenn auch widerstrebend, sich in den Willen der Göttin ergiebt, die edle Offenheit, welche sie in ihrem Gebieter, der sie in ernstern Selavenbanden hält, den edlen Mann nicht verkennen läßt; die tiefe Demuth, mit der sie ihres Werthes und des reichen Segens, den sie spendet, unbewußt, die enge Gebundenheit des weiblichen Looses beklagt und ihr Leben unnütz zu verträumen wähnt. Noch mehr wird dieser letzte Zug in der folgenden Scene hervorgehoben, in der Arkas den veredelnden, besänftigenden Einfluß schildert, den Iphigenie auf den König ausgeübt, zu dessen Tapferkeit und Weisheit sich nun auch die Milde zum Heile des ganzen Volkes gesellt habe, da sie seinen trüben Sinn erheitert und den alten grausamen Gebrauch, jeden Fremden am Altare Diana's zu opfern, mit sanfter Ueberredung aufgehalten habe. Während uns der Dichter so mit den Umständen und den Charakteren der Handelnden bekannt macht, weiß er zugleich mit großer Kunst in der Exposition selbst die Handlung einzuleiten und weiter zu führen. Denn Arkas,

des Königs Vertrauter und zugleich Iphigenien treu und ergeben, naht sich, um mit fröhlicher Siegesbotschaft die Annäherung des Königs zu verkünden, der dem lange still gehegten, ihr nicht unbekannten Verlangen sie zu besigen Worte zu geben entschlossen ist. Eine Weigerung von ihrer Seite läßt von dem festen, bestimmten Sinne des Königs einen harten Beschluß fürchten. So sehen wir denn Iphigenien gleich in einen Kampf widerstrebender Gefühle hineingezogen; alle Aussicht auf die gehoffte Rückkehr scheint für immer verloren, die Liebe zur Heimath, zu den Aeltern und Geschwistern, tritt mit der Pflicht der Dankbarkeit gegen Thoas in Gegensatz; mit ängstlicher Spannung sehen wir der Entscheidung entgegen. Aber zugleich ist auch die Lösung dieser Verwicklung leise angedeutet in Arkas Worten: „Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort der Frauen weit geführt,“ und in dem Wunsche Iphigeniens: daß sie dem Mächtigen, was ihm gefalle, mit Wahrheit sagen möge. Jetzt erscheint (Sc. 3.) der König selbst und spricht in kurzen, geraden Worten seine Wünsche aus, denn „der Scythie setzt in's Neden keinen Vorzug.“ Iphigenie antwortet abweisend: der Unbekannte, Flüchtigen biete er zu viel, und auf den Vorwurf, aus Mangel an Vertrauen sei sie ihm unbekannt, erwidert sie, nur Verlegenheit und Furcht, der König werde sie verstoßen, wenn er erfähre, welch verwünschtes Haupt er schütze, habe ihre Lippen geschlossen. Doch als der König auf den Segen, den sie ihm gebracht, hinweist und mit edlem Sinne von aller Forderung sie lossprechen will, wenn sie noch Rückkehr nach Hause hoffen könne, da entdeckt sie das lang verschwiegene Geheimniß ihrer Herkunft, und vor unfrem Auge entrollt sich das ganze Gemälde der Gräuel, die ihr Geschlecht befleckten. So hat der Dichter, indem er Iphigenien dem König unbekannt bleiben ließ, diese für die Exposition nothwendige Erzählung kunstvoll in den Gang der Handlung verwebt; was bei Euripides, wie wir später sehen werden, als lästiges Beiwerk erscheint, ist bei Göthe von ergreifender, tragischer Wirkung. Denn auf dem dunkeln Hintergrunde von Schuld und Verbrechen erscheint desto heller die reine, schuldlose Gestalt Iphigeniens. — Aber der Könige beharrt auch so bei seinem Antrage, und als Iphigenie auf den Willen der Gottheit hinweist, welche sie ihrem Vater zum Trost im Alter hier aufbewahre, als sie im aufwallenden Gefühle der Sehnsucht nach der Heimath ihn anfleht sie heimzusenden, sieht Thoas, sich immer mehr erbitternd, hierin nur Ausflüchte, Launen eines Weibes und Stolz der Titanenkelin, die ihn, den erdgeborenen Wilden, verschmähe. Der mildende Einfluß, den Iphigenie bisher auf ihn geübt, verliert seine Kraft, da sie sich ihm versagt; die düstere, zurückgehaltene Wildheit tritt in ihre alten Rechte. Nicht länger sollen der Göttin die schuldigen Opfer vorenthalten werden. Obgleich nur Erbitterung gegen Iphigenie den König zu diesem Beschlusse treibt (denn ohne sie unmittelbar zu verletzen, straft er sie dadurch am empfindlichsten), so liegt doch in seinem Bestreben, denselben durch den Zwang des alten Gesetzes gleichsam zu entschuldigen, eine indirecte Anerkennung seines Unrechts, und darin die Aussicht auf einen möglichen Sieg seiner edleren Vater über die leidenschaftliche Aufwallung. Denn die Gründe, die er vom Standpunkte des Barbaren mit dem Scheine des Rechts geltend macht, sind doch nur scheinbar; er selbst ist längst über jenen Standpunkt hinaus. Weder der Wille des Volkes zwingt ihn (IV. 2.), noch zürnt die Göttin wegen des unterlassenen Brauches, und wenn er auch als Barbar innere Vorwürfe über die Vernachlässigung der Opfer fühlen konnte, so sieht er doch sehr wohl das Schlagende von Iphigeniens Einwand ein: Nicht die Götter seien blutdürstig, sondern nur die Menschen dichten ihnen die eigenen Begierden an; und weiß ihm nur abbrechend zu begegnen: daß der heilige Gebrauch nicht durch bewegliche Vernunft zu deuten sei. So sollen denn zwei Fremdlinge, welche man versteckt am Ufer gefunden, der Göttin als erstes, langentbehrtes Opfer fallen. Der Act schließt mit einem Gebete Iphigeniens zur Göttin, die Fremden zu retten, welches an die Weise eines antiken Chorgesanges erinnert.

Auch der zweite Act dient noch zur Exposition, so jedoch, daß auch zugleich die Handlung weiter schreitet. Drest und Pylades erscheinen zuerst. Apollo, so vernehmen wir aus ihrem Gespräche, hat dem von den Furien verfolgten Drest im Tempel seiner Schwester unter den Lauriern Rettung und Rückkehr verheißen und ihm befohlen ihr heiliges Bild nach Griechenland zu führen. Diese Verheißung scheint nun dem Drest sich dahin zu erfüllen, daß alle Noth mit seinem Leben enden solle. Auf die Vergangenheit zurückblickend, sieht er schon früh sein Leben in ein trübes Geschick verflochten; entfernt vom Vater, wächst er der Mutter zu stillem Vorwurf heran, und als jener gefallen, gewinnt er zwar den Freund, aber nur um auch ihn in's Verderben zu ziehn. Pylades dagegen weist ihn auf die Wahrhaftigkeit der göttlichen Aussprüche hin: die Götter scheinen ihn zu ihrem Dienst bestimmt zu haben, da sie nach dem Tode des Vaters ihn erhalten; er erinnert

ihn an die schöne Zeit ihrer entstehenden Freundschaft, in der sie in jugendlicher Schwärmerei von großen Thaten träumten, die er zum Theil durch Hülfe der Götter schon gethan. Diese Ansicht des Pylades, der in der Bestrafung der Mutter durch Drest eine ruhmvolle That erblickt, entspricht ganz der Vorstellung des Alterthums; denn ihr gemäß ist Drest der nächste und natürliche Bluträcher seines Vaters, ein Gedanke, den auch Iphigenie später ausspricht (vgl. S. 32.). Daher erscheint denn auch Drest in der antiken Tragödie (zumal bei Aeschylus) seiner Mutter gegenüber in vollem Rechte (Aesch. Choeph. B. 982.), er vollbringt seine That nicht aus innerer leidenschaftlicher Bewegung, sondern mit wohlervogener Besonnenheit. Nach antiker Vorstellungsweise ist zwar Apollo Urheber und Veranlasser der That, denn da den Griechen die Idee der subjectiven Freiheit noch nicht zu dem klaren Bewußtsein gekommen war, wie dies in der christlichen Weltanschauung der Fall ist, so verlegten sie die Motive des sittlichen Thuns aus dem Subject hinaus in die Götter, die freilich nichts anderes repräsentiren als die sittlichen Mächte, die in der Menschenseele wohnen (vgl. Hegel Aesth. I. S. 289 ff.). So erscheint die Collision zwischen der natürlichen Kindesliebe und der sittlichen Nothwendigkeit der Bestrafung der Mutter, welche nach dem griechischen Volksbewußtsein Drest selbst übernehmen mußte, bei Aeschylus als Streit der Erinyen mit Apollo. Das sittliche Bewußtsein ist aber mächtiger als die bloße Natürlichkeit: Drest gehorcht daher dem Apollo und zeigt den ihn verfolgenden Erinyen, den Rächerinnen der verletzten Pietät, gegenüber keine Reue oder Zweifel an dem günstigen Ausgange seiner Sache, ja, er rühmt sich seiner That (Aesch. Eum. 440. vgl. 85. Choeph. 1023.). Bei Göthe dagegen sieht Drest in dem Morde seiner Mutter nur die Wirkung des Fluches, der auf seinem Geschlechte lastet, des Hasses der Götter, die auch ihn, den letzten, nicht schuldlos untergehen lassen. Auch diese Ansicht finden wir in der alten Tragödie, aber erst bei Euripides: Drest zweifelt an der Wahrhaftigkeit Apollo's (Iph. u. d. Taur. 699.) und hält ihn für einen *δαίμων*, einen Rachegeist (Drest 1668.). Gegen jene trübe Ansicht des Freundes bemerkt nun Pylades ferner, daß nicht der Fluch der Aeltern erbe, sondern jeder für seine eignen Thaten büße, und daß die Götter edlen Menschen, die viel verbrochen, schwere, dem Menschengeschlechte Heil bringende Thaten als Buße auferlegen. So sei er bestimmt, das Bild der Göttin, die sich schon lange von den blutigen Menschenopfern wegsehne, nach Hellas zu führen: dies sei die ihm aufgebene Buße. So äußerlich aufgefaßt sind diese Betrachtungen der antiken Anschauungsweise ganz gemäß: aber in einem tiefern, geistigern Sinne finden sie auf die im Götheschen Drama dargestellten Verhältnisse Anwendung. Denn jene sühnende That ist dem neuern, christlichen Dichter nicht die Entführung des Bildes, wie bei Euripides, sondern die innere Selbstüberwindung des Verbrechers und seine Reue, und nicht sehnt sich Diana bei ihm von dem rauhen Ufer der Barbaren hinweg, sondern der Wille der Göttin ist vielmehr, daß durch Iphigenie auch den Barbaren der mildere Sinn der Gerechtigkeit eingeflößt und durch eine dauernde Verbindung mit dem Lande der Griechen erhalten werde. So sehnt wir, wie der Dichter die Welt der antiken Vorstellungen mit einem Hauche der Geistigkeit erfüllt, die weit über den Standpunkt der Alten hinausgeht. — Doch nicht allein in jenen tröstenden Worten bewährt Pylades seine Freundschaft: mit klugem Sinne hat er schon lange nach einem Mittel zur frohen Flucht gespäht, und er gründet seine Hoffnung auf die Gegenwart der fremden Jungfrau, die, wie er von seinen Wächtern vernommen, hier weile und den blutigen Opfern seit lange schon Einhalt thue. Zwar erwartet Drest nicht viel von einem Weibe, da der Wille des Königs ihren Tod gebiete; durch seine, des Verbrechers Nähe, scheint ihr wohlthätiger Einfluß seine Macht verloren zu haben; doch Pylades vertraut mit Recht mehr dem festen, beharrlichen Sinne des Weibes und will, da Iphigenie naht, ihr zuerst allein begegnen, um ihr Schicksal, doch nicht ohne Rückhalt, ihr anzuvertrauen.

Iphigenie, in Pylades einen Griechen erkennend, löset seine Fesseln. Hoch erfreut, den vielwillkommenen Laut der Muttersprache aus ihrem Munde zu vernehmen und ganz verloren im Anschauen ihrer herrlichen Erscheinung, befragt er sie mit der den Griechen eigenthümlichen Scheu vor der Berührung irgend eines verletzenden Punktes, woher und wer sie sei. Doch als Iphigenie ihm antwortet: es möge ihm genügen, daß sie Priesterin der Gottheit sei, und sich nach seinem Gesichte erkundigt, erzählt er, sie seien Brüder, aus Kreta, Söhne des Abdrast, der ältere habe den dritten Bruder erschlagen und sei von Apollo zum Tempel Diana's unter den Tauriern gewiesen worden, um hier Erlösung von der Verfolgung der Furien zu finden. Hermann (praef. ad Eur. Iph. taur. p. XXIV.) tadelt den Dichter, daß er Pylades diese List gebrauchen lasse: nam neque cur celet vera Pylades quidquam inveniri potest, et si ista sunt celanda, cur simillima iis, quae

celat, refert? Allein ganz abgesehen von der tiefen Bedeutung, welche diese Lüge durch den Zusammenhang mit einer spätern Stelle gewinnt, hat sie auch hier für den unbefangenen Leser nichts Auffallendes. Denn einmal ist sie ganz dem Charakter des Pylades gemäß, den uns der Dichter als listig und klug, wie Ulysses, schildert, und dann ganz im Geiste dieses Ulysses, seines Vorbildes (vgl. Od. XIII. 293 ff.), und der alten Griechen überhaupt: wie denn auch Hermann eine Nachahmung Homer's in dieser Stelle findet (vgl. die Erzählungen des Ulysses bei Eumäus, Od. XIII. und vor Penelope, Od. XIX.). Wenn aber die Lüge überhaupt ihren Zweck erreichen sollte, so mußte wohl ein dem wirklichen ganz ähnlicher, wenn auch milderer Fall erfunden werden, um den Wahnsinn des Drest zu erklären und zugleich die Wirkung voraussagen zu können, welche die Enthüllung der Wahrheit auf die Priesterin, von der allein Hülfe zu hoffen war, machen würde. Doch die Theilnahme an dem Geschick des Brudermörders wird in Iphigeniens Seele zurückgedrängt durch das Verlangen etwas über das Schicksal der Andern zu erfahren. Ziel Troja? ist ihre erste Frage, und als Pylades sie bejaht und sie um Schonung und Erbarmen für seinen unglücklichen Bruder ansetzt, bittet sie ihn, seine Leiden zu vergessen und ihrem Verlangen Genüge zu thun. So erzählt denn Pylades vom Falle der Besten des Griechenheeres, und als unter den Genannten ihres Vaters Name nicht vorkommt, glebt sie sich schon der fröhlichen Hoffnung hin, er lebe, sie werde ihn wiedersehen. Aber desto schmerzlicher trifft sie auch die Enttäuschung; von ergreifender Wirkung ist hier der sich unmittelbar berührende Gegensatz des höchsten Jubels und des vernichtenden Schmerzes. Denn glücklich ist das Loos der Gefallenen, fährt Pylades fort, gegen das Geschick, welches den Heimkehrenden ein Gott bereitet. Und so vernimmt Iphigenie mit vergeblich bekämpfter Bewegung den Tod des Vaters, die Schande der Mutter, und wie sie selbst die unschuldige Veranlassung des Unglücks wurde. Sie entfernt sich mit verhülltem Gesicht; Pylades aber schöpft aus ihrer tiefen Bewegung neuen Muth und neue Hoffnung.

Der im ersten Acte von ihr geäußerten Gesinnung gemäß erklärt Iphigenie, die wir mit Drest im dritten Acte auftreten sehen, niemand solle das Haupt der Gesungenen berühren, so lange sie Priesterin sei. Denn in der Fremde sei auch der Geringste aus der Heimath willkommen, um wie viel mehr sie, die das Bild der edelsten Heldengestalten in ihre Seele zurückgerufen und ihr Herz mit neuer Hoffnung erfüllt hätten. Hierdurch veranlaßt, erkundigt sich Drest nach ihrer Herkunft, die sie ihm nicht verbergen will, wenn er zuerst die Erzählung seines Bruders vervollständigen und bestätigen wolle. Dies geschieht: ihr Schmerz aber, der sich jetzt in der tiefgefühlten Betrachtung des Geschicks ihres Hauses ausdrückt, wird gemildert und zum innigsten Danke gegen die Götter erhoben, als sie erfährt, daß Drest und Elektra leben. Klytaemnestra's Schicksal berührt sie mit heiliger Scheu gar nicht, denn „sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht.“ Doch als Drest, aus ihrer innigen Theilnahme auf ein näheres Verhältniß zum Königshause schließend, sie ihre Freude zu mäßigen bittet und in rascher Wechselrede mit dunkeln Worten auf das Geschick der Mutter hindeutet, da fordert sie, von ängstlicher Ungewißheit bedrängt, deutlichere Erklärung. So wird denn Drest selbst zum Boten seiner That, die er so gern verbergen möchte. Wie schwer es ihm werde von ihr zu reden, erkennen wir aus der kurzen, verschlossenen Weise, mit der er anfangs die Fragen Iphigeniens beantwortet, aber „ihre Mund darf etwas Schmerzliches fordern und erhält es.“ Durch die Erzählung von Klytaemnestra's Tode wird die Exposition erst vollendet, zugleich aber die Handlung wesentlich gefördert. An derselben ist besonders hervorzuheben, daß die Gluth der langgehegten Rache vor der Gegenwart der Mutter in Drest erlischt (auch in der frühern Unterredung mit Pylades spricht sich diese Verehrung gegen die verbrecherische Mutter aus, die dem antiken Drest fremd ist), und daß Elektra es ist, die ihm den alten Dolch aufdrängt und durch ihre leidenschaftlichen Worte ihn zur That entflammt. So erscheint diese weniger als freie Selbstbestimmung von seiner Seite, vielmehr als die Folge und Erfüllung des alten, auf dem ganzen Geschlechte lastenden Fluches, wodurch die Herbigkeit der Darstellung der antiken Tragödie auf eine unsrer Gefühle angemessene Weise gemildert wird. Indem Iphigeniens Theilnahme, ihre ganze edle Erscheinung schon hier allmählich ihren lösenden und versöhnenden Einfluß auf Drest zeigt und ihn zum Vertrauen nöthigt, so beginnt zugleich mit dieser schmerzlichen Selbstüberwindung die reinigende Buße desselben. Denn noch einmal durchlebt er die ganze schreckliche Vergangenheit in der Erzählung derselben, die aus neue die Qualen seines Innern erregt, und als Iphigenie seine Bewegung wahrnehmend ihr Vebauern äußert, daß er als Brudermörder in gleichem Falle sich befinde, erträgt er nicht länger, daß ihre große Seele mit einem falschen Worte getäuscht

werde, und entdeckt ihr: er sei Orest, sein schuldiges Haupt suche den willkommenen Tod, ihr und seinem Freunde möge die Rückkehr zu Theil werden. So vermittelt der Dichter sowohl die Erkennung der Geschwister auf die natürlichste Weise, als auch ist das freie Selbstbekenntniß Orest's eine rein sittliche That, durch welche der Verbrecher sich der Versöhnung würdig macht. Zugleich erscheint aber diese der Wahrheit dargebrachte Huldigung als vorbereitend in der genauesten Beziehung zu dem ähnlichen Benehmen Iphigeniens gegen Thoas, durch welches die endliche Lösung herbeigeführt wird: und so erhält denn auch die Erdichtung des Orestes ihre eigentliche Bedeutung und Rechtfertigung (vgl. Weiße a. a. D. S. 477.). Nach dem Geständnisse entfernt sich Orest, und Iphigenia wendet in erhabener Ruhe, im innigsten, tiefgefühlten Gebete sich an die Götter, die endlich die langersehnte Erfüllung ihrer Hoffnung sandten. Und nun bereitet sie, da Orest sich wieder nähert, ihn schonend auf ihre eigne Erkennung vor. Aber in ihren liebevollen Worten glaubt er die Stimme einer Rachegöttin zu vernehmen, und obgleich er im Innersten der Seele zur Schwester sich hingezogen fühlt, stößt er doch jede Hoffnung zurück, da sie ihm im Bewußtsein des auf ihm lastenden Fluches nur als Täuschung erscheinen kann, und glaubt in der reinen Freude strafbare Lust zu sehen; und als er endlich überzeugt in einem lichten Augenblicke die Schwester in der Priesterin erkennt, da packt bei dem Gedanken, daß sie es sei, die den Bruder morden müsse, und daß so der Haß der Götter auf's schrecklichste gesättigt werde, sein altes Uebel ihn mit erneuter Gewalt an, und er sinkt in Ermattung nieder. Iphigenie entfernt sich, bei Orestes Trost und Hülfe zu suchen. — Mit tiefer Wahrheit und Kunst ist hier vom Dichter die bis zum Wahnsinn steigende innere Angst des Verbrechers dargestellt, der immer wieder zur Erinnerung an seine That hingetrieben, durch den leise schleichenden Zweifel, die nagende Reue verwundet, jeden Trost, jede liebevolle Beruhigung verzweifelnd von sich weist. Zugleich aber sehen wir, wie einen wilden Sonnenstrahl durch den dunkeln grollenden Gewitterhimmel, in die trostlose Finsterniß des Gemüthes den versöhnenden Strahl der reinsten Liebe brechen, und dem Unglücklichen den Ausweg aus dem Labyrinth seiner Qualen zeigen. Die antike Vorstellung der Furien hat der Dichter im Hintergrunde beibehalten, aber indem er ihre tiefere geistige Bedeutung hervorhebt und uns näher bringt, bedarf es nicht auch der äußerlichen Darstellung derselben auf der Bühne. „Orest,“ so äußert sich Schiller hierüber, „ist das Bedenklichste im Ganzen, ohne Furien ist kein Orest, und jetzt, da die Ursache seines Zustandes nicht in die Sinne fällt, da sie bloß im Gemüthe ist, so ist sein Zustand eine zu lange und einförmige Qual ohne Gegenstand.“ (Briefwechsel mit Göthe 6, S. 81.) Obgleich nun Schiller nicht geradezu die Gegenwart der Furien wie in der griechischen Tragödie fordert, so erkennt er hier doch einen Mangel, der durch die Grenzen des alten und neuen Trauerspiels erzeugt werde und fordert den Dichter auf, demselben irgend wie zu begegnen. Allein die Qualen Orest's sind für jeden modernen Zuschauer hinreichend in ihrem geistigen Ursprunge begründet: die Erscheinung der Furien oder irgend ein anderes äußeres Motiv wäre ganz gegen den Geist dieses Drama's, dessen Entwicklung nicht auf dem Schauplatz äußerer Handlung, sondern in der innern Welt des Gemüthes vor sich geht. — Auf diesen letzten, gewaltigen Kampf der Leidenschaft folgt nun die Ruhe und der Frieden der Versöhnung. Der Dichter läßt dieselbe Orest zuerst in Form einer Vision zu Theil werden: im Tartarus wähnt er die Schatten seiner Ahnen versöhnt mit einander wandeln zu sehen. Diese Stelle steht in bedeutungsvollem Zusammenhange mit der frühern Erzählung Iphigeniens von den Gräueln ihres Hauses: sie ist „die Auflösung jener Dissonanz,“ wie Schiller es treffend bezeichnet (a. a. D. S. 120.). Wie früher Orest nur durch den Tod Versöhnung und Erlösung von seiner Qual hoffte, so erscheint ihm dieselbe auch hier zuerst nur nach dem Tode möglich: jenseits der Nacht erst leben in Frieden und Eintracht, die sich auf der Erde bekämpften und verfolgten. Auch Orestes und die Schwester begrüßt Orest in seinem Wahne als eben herabgestiegene Bewohner der Unterwelt: da steht Iphigenie zu den ihr günstigen Geschwistern Diana und Apollo, wenn anders ihr Wille, der sie hergeführt, erfüllt sei, den Bruder von der Finsterniß des Wahnsinns zu erlösen und den Fluch von seiner Seele zu nehmen; und Orestes fordert mit kräftiger Hinweisung auf die Wirklichkeit ihn auf, den kostbaren Augenblick der Rettung nicht zu versäumen. So in's wache Bewußtsein zurückgerufen, erkennt Orest die Schwester und den Freund und umarmt sie zum ersten Male mit reiner Freude und freier Seele. So ist denn durch einen mit der befriedigendsten Consequenz geschilderten Verlauf innerer Gefühlszustände die Heilung und Versöhnung Orest's vollendet. Von den heftigsten Gewissensqualen über ein in trüber Leidenschaft begangenes Verbrechen zerrissen, muß Orest's Gemüth noch einmal die

scharfste Bitterkeit derselben durchkosten, erhebt sich aber zugleich in der aufrichtigen Huldigung der Wahrheit zu freier Selbstüberwindung und gewinnt durch die reine, versöhnende Erscheinung der von den Göttern unbesiegt erhaltenen Schwester die Ueberzeugung, daß der alte Fluch gelöst, daß er noch zu froher, lebenskräftiger That auf der Erde berufen sei. — Auch der antiken Tragödie ist die Versöhnung Drest's nicht fremd. Euripides zwar legt kein Gewicht auf dieselbe, sie ist bei ihm nur Folge der äußeren That, der Entführung des Kindes, und fällt ganz außerhalb der Handlung seiner Tragödie. Anders, aber auch ganz äußerlich, ist die Versöhnung in den Eumeniden des Aeschylus als ein juridischer Act dargestellt. Drest unterwirft sich dem Urtheil des zu diesem Zwecke von Athen eingesezten Gerichtshofes, des Areopagus, und wird, als die Stimmen der Richter gleichgetheilt erscheinen, durch den Gnadenstein der Göttin freigesprochen; die Furien aber erhalten unter dem Namen der Wohlwollenden Tempel und Cultus in Attica. So löst einerseits die Gottheit den Conflict, den bloße menschliche Weisheit nicht zu schlichten vermag, und andererseits wird der Kampf der beiden in dieser Tragödie sich gegenüberstehenden Mächte auf die angemessenste Weise entschieden. Apollo, die Macht des klaren Bewußtseins, zugleich Vertreter des sittlichen Instituts der Ehe und der geselligen Ordnung des Staates (Eum. 605 ff.), erscheint als Sieger über die Eumeniden, die dunkeln Mächte des verletzten Gewissens, die zugleich die Vertheidigerinnen und Stützen der bloß natürlichen Familienpietät sind, doch so, daß ihre Macht nicht vernichtet wird, sondern als eine, wenn auch zurückgedrängte, doch immer berechnete, fortbesteht (vgl. Hegel Aesth. II. S. 50.). Die Innigkeit und Wärme der Götheschen Darstellung, in der das den Alten bloße Aeußerliche in ein rein Geistiges verwandelt ist, dürfen wir freilich von einem antiken Dichter nicht erwarten, da sie dem Geiste des Alterthums überhaupt fremd ist.

Ehe ich in der Entwicklung des Götheschen Drama's fortfahre, will ich noch einigen Ausstellungen begegnen, die Hermann an den eben besprochenen Scenen macht. Derselbe tadelt, daß Iphigenie bei der Erkennung des Bruders, statt von der heftigsten Freude ergriffen zu werden, sich in ruhigem Dankgebete an die Götter wende, und meint, daß durch die Raserei, in die Drest verfällt, der Eindruck der Erkennung geschwächt werde, der bei Euripides viel tiefer sei: denn bei Göthe erkenne Drest die Schwester und erkenne sie zugleich auch nicht (a. a. D. p. XXV.), und so zeige denn auch dieses Beispiel, wie oft spätere Dichter minder Gutes ersinnen mußten, weil sie von frühern sich das Einfachste und Beste vorweggenommen sahen. Allein Iphigeniens Benehmen ist hinreichend in dem frommen Sinne, in der Besonnenheit begründet, die wir sie stets, auch früher bei der Erzählung des Drest und Pylades bewahren sehen. Von Anfang an ist ihr Sinn auf die Heimkehr gerichtet: zur späten Freude der Aeltern, wähnt sie, werde sie von den Göttern noch aufbewahrt (S. 21.). Aufmerksam lauscht sie auf ein Zeichen von den Himmlischen, daß ihre Hoffnung bestätige; der Untergang des Vaters, der Mutter scheint diese gänzlich zu zerstören (S. 41.). Als sie nun den Bruder selbst vor sich sieht, und der Göttin verborgener Rathschluß sich ihr unerwartet enthüllt, und sie ihre wahre Bestimmung erkennt: was ist da natürlicher, als daß sie, Alles andere vergessend, die langersehnte Erfüllung ihrer Wünsche begrüßt, die freilich in früher nicht geahnter Gestalt zu ihr niedersteigt? Was aber den zweiten Punkt anbetrifft, so hat sich Hermann durch die Vergleichung mit Euripides zu einer unrichtigen Auffassung der Intentionen des deutschen Dichters verleiten lassen. Göthe verschmäht es, durch die Erkennung der Geschwister den Eindruck weicherer Nahrung zu erregen, wie ihn Euripides in der Hauptscene seines Drama's allerdings bezweckt und erreicht. Nicht daß Drest die Schwester, daß er sich selbst wiederfinde, indem sein Gemüth versöhnt und von der Qual erlöst wird, ist „die Aue des Stücs“ und der Hauptzweck dieser Scene und der folgenden (vgl. W. 28, S. 50.). Wenn aber Drest, als er die Schwester erkennt, noch einmal von seinem alten Uebel mit aller Gewalt angepackt wird, so ist dies nicht nur in dem schon oben angeführten Gedanken begründet; sondern es liegt dieser Erfindung des Dichters auch noch der tiefere Gedanke zu Grunde, „daß ein durch Leidenschaft und verirrtes Streben getrübler Seelenzustand nicht augenblicklich der sittlichen Idee weicht, die ihn beschwichtigen soll, sondern beim ersten Aufgange derselben nur wilder und düsterer hervorbricht, und nur allmählich in beharrlicher Anstrengung durch sanfte Zusprache viel mehr als durch erbitterten Kampf bezwungen werden kann.“ (Weiß a. a. D. S. 477.) So findet denn auch der Tadel Hermann's seine Erlebidung, daß die beiden folgenden Scenen für den Gang der Handlung unnütz seien, da vielmehr hier der Fortschritt unverkennbar ist.

Von Drest ist zwar das Uebel gewichen, aber immer drohender naht die Gefahr, welche

der aufgebrachte Sinn des Königs den Geschwistern bereitet: die Ausführung seines Gebotes duldet nicht länger Aufschub. So dringt denn Pylades auf schnellen Rath und Schluß, wie die Heimkehr zu bewirken sei. Hiermit schließt der Act, indem aufs neue Furcht und Besorgniß in der Seele des Zuschauers erregt werden. Denn erst durch die Rückkehr kann die durch Iphigenie bewirkte Versöhnung vollendet und befestigt werden; aber sie ist es auch, welche die Verwicklung lösen soll, die sie zum Theil selbst herbeigeführt hat; und so tritt uns denn im Anfange des vierten Actes Iphigenie allein entgegen, wie im Beginne des ganzen Drama's. Wir erfahren, daß Pylades, der ruhige und besonnene Freund in der Gefahr, einen Anschlag zur Rettung ausgedacht, daß er mit Drest zu den Gefährten hinabgegangen um Alles vorzubereiten, nachdem sie Iphigenie belehrt mit klugem Worte den Forderungen des Königs zu begegnen. Aber dieses kluge Wort ist eine Lüge. So sehen wir denn ihr Gemüth von neuer Sorge beunruhigt, denn „weh der Lüge, sie befreiet nicht, wie jedes andre wahr gesprochene Wort die Brust, sie macht sie nicht getrost, sie ängstet, den der sie heimlich schmiedet.“ In dieser Bewegung trifft sie Arkas, der im Namen des Königs die Beschleunigung des Opfers gebietet. Doch Iphigenie erwidert: einer der Fremdlinge habe als Verbrecher durch seine Nähe die heilige Stätte entweiht, sie müsse zuerst das Bild der Göttin am Ufer des Meeres geheimnißvoll entsühnen. Zögernd willigt sie endlich ein, daß er die Ursache dieses Verzuges dem Könige melde. Aber ehe Arkas in's Lager zurückkehrt, ermahnt er sie nochmals, der Bewerbung des Herrschers Gehör zu geben, und dadurch alle Verwirrung zu lösen, indem er sie an den Segen, den ihre Gegenwart dem Volke gebracht und noch bringen könne, und an die Wohlthaten des Königs erinnert. Zwar kann die Dankbarkeit den Widerwillen Iphigeniens nicht besiegen, und mit Recht, da der König statt des Dankes sie selbst erwerben will: dennoch fühlt sie sich durch Arkas Worte auf's tiefste erschüttert; doppelt ist ihr der Betrug verhaßt, den sie üben soll. Doch eben so mahnt eine andere Stimme zur Festigkeit im Entschlusse: Pylades kehrt mit der Nachricht zurück, auch auf dem ungeweihten Boden sei Drest von den Furien verschont geblieben, die Gefährten seien gefunden und Alles zur Flucht bereit. Indem er aber zum Tempel eilt um das Bild der Göttin allein fortzutragen, bleibt Iphigenie zaudernd stehen und erklärt, dem König sei die Feier gemeldet und seine Entscheidung müsse abgewartet werden; denn nicht habe sie dem vernünftigen und billigen Verlangen widerstehen können, nie das Priesterrecht als Hülle gebraucht. So droht denn die Gefahr aufs neue: Pylades rath ruhig den Voten zu erwarten und mit Festigkeit die Einmischung des Königs abzulehnen: die Götter selbst begünstigten ihr Vorhaben, denn schon sei Drest geheilt, mit ihr würden Heil und Segen über die Schwelle des verödeten Vaterhauses wieder eingehen. Durch die Erwähnung der Heimath fühlt sich Iphigenie aufs neue tief bewegt und glaubt durch die Rede des Freundes zur Ausführung des Entschlusses wieder Festigkeit gewonnen zu haben. Aber wenn sie auch so mit weiblicher Demuth sich der Ueberredung des Freundes hingiebt, überfällt sie doch wieder Sorge und Bangen, da jener Entschluß nicht der rechte ist. Denn nicht sieht sie wie Pylades in dem Könige den Herrscher, der den Tod ihres Bruders will, sondern den väterlichen Freund, der ihr Gutes that, und wenn auch die Noth nach dem Urtheil gewöhnlicher Klugheit ihren Undank entschuldigt, so bleibt ihr eignes Herz doch unbefriedigt, das hier nicht untersuchen, nur fühlen kann, und nur unbestekt sich ganz genießt. Gegen diese, in der Einsamkeit des Tempels bewahrte Reinheit der Gesinnung, macht Pylades die gewöhnliche Ansicht geltend, daß das Leben in seinen verwickelten Verhältnissen uns oft nöthige weniger strenge gegen uns und Andere zu sein und nicht zulasse, daß wir rein und unverworren unser besseres Selbst bewahren. Hier sei keine freie Wahl mehr möglich (und von seinem Standpunkte aus hat Pylades ganz Recht, denn er kann die Wirkung eines rein sittlichen Entschlusses nicht würdigen, da er in Thoas nur den gereizten, aufgebrachten Fürsten sieht); ewiger Vorwurf werde auf ihrer Seele lasten, wenn sie zur Rettung des Bruders nicht einmal ein falsches Wort opfern könne; die Noth, die selbst Götter zwingt, gebiete auch ihr und schweigend müsse sie tragen, was diese auferlege. Nach diesem Ausspruche in echt antikem Sinne entfernt sich Pylades, seinen Gefährten den Verzug zu melden. Iphigenie fühlt sie müsse ihm folgen, die Ihrigen retten, wenn sie auch dabei den Frieden ihrer Seele opfere. So droht denn die still gehegte Hoffnung zu schwinden, sie werde einst ihr schwer bestecktes Geschlecht entsühnen: indem sie den Bruder geheilt sieht, die Götter versöhnt glaubt, scheint sich ihr Segen in neuen Fluch zu wandeln, da die Rückkehr nur durch ein doppeltes Verbrechen möglich erscheint. Fast zweifelt sie an den Göttern; der Titanen tiefer Haß droht auch ihre Brust zu erfassen; das Lied der Parzen, die das Geschick ihres edlen Freundes Tantalus be-

klagten, welches ihr die Amme oft vorgesungen, drängt sich ihr unwiderstehlich auf. Auch sie scheint bestimmt der Götter unbegrenzte Willkür, ihren Reid gegen jede Erdengröße, ihren verfolgenden, nimmer ruhenden Haß zu erfahren!

Den fünften Act beginnt ein Zwiesgespräch des Königs mit Arfas. Dieser äußert besorglichen Verdacht über das Benehmen der Priesterin, da auch das Gerücht sich mehre, ein Schiff liege versteckt am Ufer. Der König befiehlt ihm die Priesterin herbeizuführen und das Ufer zu durchsuchen. Während Arfas ihm gehorcht, äußert Thoas in einem kurzen Monologe den Zorn, der ihm den Busen bewegt, wie gegen Iphigenie, die er der Undankbarkeit und des Verrathes beschuldigt, so gegen sich selbst, weil er durch Milde und Nachgiebigkeit sie zu solchem Betragen glaubt ermunthigt zu haben, da doch seine Härte es ist, die sie dazu veranlaßt. Diese Scenen sind keineswegs unnütz (vgl. Herm. praef. p. XXVII.), denn durch sie ist theils das Erscheinen Drest's im Folgenden vorbereitet, theils werden wir Zeugen von Thoas Zorn, durch den die Lösung der Verwickelung noch schwieriger erscheint, die Erwartung noch mehr gesteigert wird. Jetzt sehen wir Iphigenien dem Könige zur entscheidenden Unterredung gegenüberreten. Seine Frage, warum sie das Opfer aufschiebe, beantwortet sie anfangs ausweichend: sie habe an Arfas Alles klar erzählt. So vermeidet der Dichter die Wiederholung des dem Zuschauer schon Bekannten (die bei Euripides sehr lästig ist, vgl. B. 1015 ff. 1125 ff.), und zugleich ist jenes Ausweichen ganz dem Charakter Iphigeniens gemäß, die sich scheuen muß, zum zweiten Male sich der verhassten Lüge gegen den König selbst zu bedienen. Dem weiter in sie dringenden Könige antwortet sie mit leisem Tadel, die Göttin gönne ihm Frist zur Ueberlegung, und als er mit versteckter Andeutung des wahren Verhältnisses bemerkt, ihr selbst scheine diese Frist gelegen, wirft sie ihm in steigender, durch das Gefühl ihres Unrechts erhöhter Aufwallung Härte und Grausamkeit vor, und erklärt, um sich gegen den Vorwurf eigner, der Priesterin wenig ziemender Leidenschaftlichkeit zu rechtfertigen, nicht Priesterin sei sie, nur Agamemnons Tochter: die möge er achten, und wenn sie auch frühe schon den Aeltern und der Gottheit gehorchen gelernt und folgsam sich am schönsten frei gefühlt, könne sie doch einem so rauen Ausspruche sich nicht fügen. Doch Thoas verweist sie auf den Zwang des alten Gesetzes, und als sie dagegen bemerkt, er mache das Gesetz nur zur Waffe seiner Leidenschaft, auch zu ihr spräche ein anderes älteres Gesetz, nach dem jeder Fremde heilig sei; da regt sich der bis jetzt zurückgehaltene Zorn des Königs immer mehr, denn er kann die Gerechtigkeit ihrer Vorwürfe nicht leugnen, und er deutet bitter auf den Antheil hin, den sie an den Fremden zu nehmen scheine. Diesen sucht Iphigenie durch ihre eigne Rettung, in der die Göttin ihren Willen deutlich kund gegeben, zu rechtfertigen, und als Thoas sie abermals auf die Pflicht ihres Dienstes hinweist, beschuldigt sie ihn, er mißbrauche die Schwachheit eines Weibes; ein Mann, ihr Bruder, würde mit dem Schwerte ihm gegenüber die Rechte seines Herzens vertheidigen, während sie nichts als Worte habe, die zu achten aber dem edlen Manne gezieme. Durch diese, freilich auf einen andern als den antiken Standpunkt hindeutende Erklärung, wie durch des Königs Antwort: er achte ihre Worte mehr, denn eines Bruders Schwert, wird schon im Voraus die Lösung näher angedeutet. Denn ganz in diesem Sinne fordert Drest später den König zum Zweikampfe auf, aber die edlere Natur desselben gewinnt durch die Wahrheit Iphigeniens ihre Herrschaft über die widerstrebende Leidenschaft. Gegen die in der Antwort des Königs liegende Verachtung jedes Zwanges macht Iphigenie das Recht des Schwächern zur List geltend, die der Hülflose üben dürfe gegen den Gewaltigen, der es verdiene. Hierin tritt der Kampf ihres Innern auf's neue deutlich hervor. Denn indem sie sich selbst täuschend sich überreden will, ihr falsches Beginnen sei durch die Härte des Königs gerechtfertigt, fühlt sie dennoch ihr Unrecht und sucht dasselbe dadurch zu mildern, daß sie ihren Wohlthäter wenigstens warnt. Doch als dieser mit bedeutungsvollem Worte erwidert, der List stelle sich die Vorsicht entgegen, antwortet sie im stolzen Gefühle ihres bessern Selbst's: eine reine Seele brauche sie nicht. Um so stärker muß sie nun die Warnung des Königs treffen, sie möge nicht unbehutsam ihr eignes Urtheil sprechen, und so erreicht der Kampf ihrer Seele den höchsten Grad: ihre Bitte wird nicht geachtet, die Lüge muß sie verwerfen, nur ein Wunder scheint sie retten zu können. Aber in diesem Augenblicke der höchsten Aufregung sehen wir sie zugleich mit dem schmerzlichen Ausrufe: „Ist keine Kraft in meiner Seele Tiefen,“ zu dem einzig möglichen und richtigen Wege hingetrieben. Daher antwortet sie auf die wiederholte Frage des Königs: wer die Fremden seien, anfangs zögernd: sie seien Griechen, und als er, ihr bitter eine eigennützige Absicht andeutend, bemerkt, sie hätten wohl die Sehnucht nach dem Vaterlande auf's neue in ihr erregt;

erfolgt nach kurzem Stillstehen das Geständniß der Wahrheit. Sehr schön stellt hier der Dichter die Thaten der männlichen Tapferkeit, die sich im Kampfe mit äußern Schwierigkeiten bewährt, der rein sittlichen That des Weibes gegenüber, zu deren Vollbringung nicht weniger Muth erfordert wird. Denn Iphigenie erkennt ganz das Unglück, in welches sie sich und den Bruder stürzen kann, wenn ihr Vertrauen getäuscht wird, aber die Zuversicht zu den wahrhaften Göttern giebt auch ihr die Kraft zur Verherrlichung der Wahrheit. Erst nach der That, da sie das nachdenkliche Stillstehen des Königs zu ihrem Nachtheil deutet, überfällt sie der Zweifel mit seiner ganzen Gewalt. Aber sie hat den Sieg schon errungen; denn Thoas ist offenbar mit seiner Forderung im Unrecht. Sein Wunsch sie zu besitzen konnte bisher als berechtigt erscheinen gegenüber Iphigenien's auch nur subjectivem Verlangen nach der Heimkehr; jetzt aber, wo der Wille der Götter durch Iphigenien ihr schuldbeladenes Haus zu süßnen und wieder aufzurichten, sich klar zu erkennen giebt, muß seine eigennützige Forderung dieser höhern Rücksicht nachstehen. Er kann, er darf Iphigenien nicht verderben; sein Widerstand, der sich bisher mit Recht gegen die Art wandte, wie Iphigenie ihr höheres Recht durch eine Lüge geltend machen wollte, hat jetzt, wo sie, der Wahrheit die Ehre gebend, ihr Schicksal vertrauensvoll in seine Hand gelegt, allen gegründeten Halt verloren. Vergebens sträubt er sich daher gegen das Mitleid, welches Iphigenie für sich und ihren Bruder, als die Letzten ihres Geschlechts, fordert, indem er erwidert: wenn Atreus, der Grieche, nicht die Stimme der Menschlichkeit vernommen, brauche er, der Barbar, es noch weniger zu thun; denn er ist nicht mehr der rohe Scythe, für den er sich ausgeben will; auch von ihm gilt, was Iphigenie (freilich von einem höhern, als dem bloß griechischen Standpunkte) antwortet: Jeder höre die Stimme der Menschlichkeit, dem des Lebens Quelle rein und ungehindert durch den Dusen fließe. So kann er denn nur noch einwenden, Iphigenie sei getäuscht worden, und als sie ihn auffordert, selbst zu prüfen, und wenn er sich überzeugt, sein freiwilliges Versprechen sie heimgesenden mit edlem Sinne zu erfüllen: da wehrt sich vergebens sein Zorn gegen die Macht ihrer Ueberredung, und wir sehen Thoas fast bereit nachzugeben. - In diesem Augenblicke erscheint Drest gewaffnet, bedrängt von den Feinden, um die Schwester mit Gewalt fortzuführen; doch diese gesteht, sie habe ihr Geschick in des Königs Hand gelegt, und verhindert eine gewaltsame Entscheidung. Kühn und zu rascher That entschlossen erscheint Drest hier zuerst nach seiner Genesung, aber eben so zeigt sich diese in der Besonnenheit und Mäßigung, mit der er dem Worte der Schwester Gehör giebt. Unterdessen erscheinen auch Pylades und Arkas, während der Kampf ihrer Anhänger fortbauert; doch Thoas und Drest gebieten Stillstand. Nachdem so der Conflict auch in seiner ganzen äußern Schärfe uns anschaulich geworden, finden wir in der letzten Scene zur Ausgleichung desselben die Hauptpersonen des Stückes einander gegenüber gestellt. Schon sahen wir den König zu einem edlen Entschlusse geneigt, nur in dem Zweifel an der Wahrheit von Drest's Erzählung sucht er noch die letzte schwache Stütze seiner Ansprüche auf Iphigenie. Als nun Drest, ganz im griechischen Sinne, einen Zweikampf mit dem Edelsten seines Heeres verlangt, um den Zweifel zu widerlegen und an den Sieg seiner Waffen die Schonung der Fremden, die künftig das Ufer betreten würden, knüpfen will, da erklärt Thoas selbst sich zum Kampfe bereit. Doch Iphigenie hält ihn zurück und führt untrügliche Kennzeichen an, daß Drest ihr Bruder sei. Nachdem so das Mißtrauen des Königs beseitigt ist, bleibt aber noch immer der Besitz des Götterbildes ein Hinderniß der Ausöhnung, da der König dasselbe nicht aufgeben will. Doch diese Schwierigkeit weiß der Dichter auf eine mit der antiken Ansicht vom Orakel übereinstimmende Weise zu heben, denn Drest deutet, seine vollständige Genesung hierdurch bewährend, den Ausspruch Apollo's, die Schwester vom Ufer der Barbaren zurückzuführen, nicht auf das Bild der Artemis, sondern auf seine eigne Schwester, auf Iphigenie, die er gleich einem heiligen Bilde, als Schützerin seines Hauses zurückführen solle. So giebt denn der König, als auch Iphigenie ihre Bitten vereint, den nähern Ansprüchen des Bruders noch halb unwillig nach: doch nicht so will sie von ihm scheiden; sie fleht ihn an mit wohlwollendem Worte sie zu entlassen. Ein freundliches Gastrecht solle sie auch fernerhin mit ihm verbinden, der ihr stets theuer wie ein Vater bleibe. So reicht denn Thoas versöhnt seine Rechte zum schmerzlichen Lebewohl.

Das Gymnasium zu Riga

hat seit August vor. J. an Stelle des verewigten Oberpastors Dr. Grave, dessen Nachfolger im geistlichen Amte, Herrn Oberpastor Berkholz, auch zum Oberlehrer der Religion erhalten; und da der Oberlehrer, Hofrath Dr. Sverdsjö, wegen fortwauernder schwerer Krankheit, welche auch im April d. J. seinen Tod herbeiführte, im November v. J. seinen Abschied nahm und pensionirt wurde, trat in dessen Stelle für das Fach des griechischen Sprachunterrichts, der bisherige Oberlehrer der deutschen und lateinischen Sprache, Herr Krannhals; das Fach der deutschen Sprache ward aber seit Beginn d. J. Herrn Gustav Ekers, aus der Mark Brandenburg gebürtig, bisherigem wissenschaftlichen Lehrer an der Kreisschule zu Goldingen, übertragen. — Das diesjährige Examen wird in dieser Anstalt am 18. Junius Vormittags von 8—12, und Nachmittags von 3—5 Uhr, und zwar aus folgenden Fächern gehalten werden:

In *Prima*: Religion, Herr Oberlehrer, Oberpastor Berkholz. — Geschichte der alten Welt, Herr Oberlehrer, Coll.-Assessor Kühn. — Lateinisch, Herr Oberlehrer Dr. Krohl. — Russische Litterärsgeschichte, Herr Oberlehrer Lichomandrizky.

In *Secunda*: Trigonometrie, Herr Oberlehrer, Coll.-Assessor Dr. Deeters. — Griechisch, Herr Oberlehrer Krannhals. — Deutsche Litterärsgeschichte, Herr Oberlehrer Ekers. — Lateinisch, Herr Rath Kurzenbaum.

In *Tertia*: Geschichte, Herr Oberlehrer Kühn. — Lateinisch, der wissenschaftliche Lehrer Herr Wittram. — Geographie, Herr Oberlehrer Lichomandrizky. — Russisch, Herr Coll.-Assessor Reshenzow.

In *Quarta*: Religion, Herr Rath Kurzenbaum. — Russisch, Herr Coll.-Assessor Reshenzow. — Arithmetik, Herr Oberlehrer Dr. Deeters. — Deutsche Sprache, Herr Oberlehrer Ekers.

In *Quinta*: Geographie, Herr Wittram. — Griechisch, Herr Oberlehrer Ekers. — Russisch, Herr Dserow.

Die feierliche Entlassung der zur Universität abgehenden Zöglinge des Gymnasiums wird am 19. Junius von 10 Uhr Vormittags an Statt haben, und werden diesmal, nachdem zu Weihnachten vor. J. drei Schüler des Gymnasiums das Abgangs-Examen gemacht, neun bisherige Schüler unsrer Anstalt dieselbe verlassen, um sich den Universitätsstudien zuzuwenden. Den Act wird der Herr Inspector Newerow mit einem pädagogischen Vortrage in russischer Sprache, über das gegenseitige Verhältniß der Aeltern und der Schule, eröffnen, und darauf folgende der Dimittenden redend auftreten:

Carl Georg Röltingk, aus Riga, widmet sich dem Studio der Theologie; spricht deutsch über den Einfluß der Poesie auf die höhere Veredlung des menschlichen Geistes.

August Michael v. Bulmerincq, aus Riga, wird Diplomatie studiren; handelt in einer russischen Rede von der romantischen Poesie des Mittelalters.

Reinhold Wilhelm Arnold Schwarz, aus Riga, geht zu philologischen Studien über; hält eine lateinische Rede über die Ursachen des Verfalls des Römischen Reichs.

Carl Friedrich v. Roslowsky, aus Riga, will die Rechte studiren; schildert in einem deutschen Gedichte, „Orpheus“ überschrieben, die Macht des Gefanges.

Conrad Carl Bolmerange-Helmund, aus Riga, wendet sich zum Studium der Arznei-Wissenschaften; stellt in französischer Sprache Betrachtungen an über die Litteratur der Franzosen im Zeitalter Ludwigs XIV.

Die Namen der übrigen Dimittenden sind:

Eugen Kemmelt,

Robert Stoppelberg,

Bruno Fromhold Eren,

Herrmann Rudolph Voigt, aus Riga, studirt die Rechte.

Nach Beendigung jener fünf Reden wird der Gouvernements-Schulen-Director der Versammlung den Bericht über die Thätigkeit und die Ereignisse des Gymnasiums im verfloffenen Schuljahre abstaten, die abgehenden Schüler mit guten Wünschen entlassen, und die Versetzungen in höhere Classen bekannt machen. Zum Schlusse wird der Primaner Reinhold Stoffregen Ra-

mens seiner Mitschüler den Scheidenden ein Lebewohl und der Versammlung für die geschenkte Theilnahme ehrerbietigst Dank sagen.

In der Domschule wird die Prüfung am 20. Junius von 9 Uhr Morgens an vorgenommen, und das Nähere darüber durch eine besondere Einladungsschrift bekannt gemacht werden.

In demselben Tage, Nachmittags von 3—5 Uhr, findet die Prüfung in der russischen Kreisschule oder dem Catharinäum statt, an welcher Anstalt seit August vor. J. Herr Otto Berthing als Zeichenlehrer angestellt ist, und der Protodiakon an der Kathedralkirche, Herr Wolotschkow, einen außerordentlichen Gesangunterricht erteilt hat. Die Gegenstände der Prüfung werden folgende seyn:

In beiden Classen: Religion nach dem Lehrbegriffe der rechtgläubigen Kirche, Herr Protophijer Michael Kuninskij; nach dem Lehrbegriff der evangelisch-lutherischen Kirche, der Lehrer, Herr Lit.=Rath Berner.

In der obern Classe: Rußlands Geschichte, Herr Inspector und wissenschaftlicher Lehrer, Coll.=Assessor und Ritter Iweritinow. — Geometrie, der wissenschaftliche Lehrer, Herr Coll.=Secr. Perkowski. — Deutsche Sprache, Herr Rath Berner.

In der untern Classe: Geographie, Herr Inspector Iweritinow. — Arithmetik, Herr Coll.=Secr. Perkowski.

Zum Schlusse werden Versuche im Declamiren angestellt, die allgemeinen Censuren über Fleiß und Betragen der Schüler verlesen und die Versetzungen bekannt gemacht werden.

Die hiesige zweite Kreis- oder Handelsschule, bei welcher in den Wintermonaten die besondern Lehrurse für Mechanik, Chemie, Technologie und Zeichnen in den sogenannten Realklassen mit Erfolg Statt gefunden, hat in ihrem Lehrpersonal keine Veränderung erfahren, aber wohl einen Zuwachs desselben erhalten, indem der Gesanglehrer bei dem Gymnasium, Herr Bergner, auch in dieser Anstalt für den Gesangunterricht außerordentlich angestellt worden ist. Die öffentliche Prüfung wird angestellt werden am 21. Junius von 9 Uhr Morgens an, und sich über folgende Gegenstände erstrecken:

In der Handels- und obern Classe: Religion, der wissenschaftliche Lehrer, Herr Coll.=Secr. Glasenapp. — Geschichte, der Herr Inspector, Rath Schwech.

In der Handelsclasse allein: Russische Sprache, der Lehrer, Herr Coll.=Secr. Reshenzow. — Französisch, Herr Coll.=Secr. Glasenapp. — Handelsrechnungen, Herr Inspector, Rath Schwech.

In der obern Classe allein: Physik, der wissenschaftliche Lehrer, Herr Rath Westberg. — Russisch, der Nebenlehrer Herr Moldinskij. — Englisch, Herr Coll.=Secr. Glasenapp.

In der untern Classe allein: Deutsche Sprache, Herr Rath Westberg. — Geographie, Herr Rath Schwech. — Russisch, Herr Coll.=Secr. Reshenzow.

Zum Schlusse werden Versuche im Declamiren in russischer und deutscher Sprache angestellt, die allgemeinen Censuren über Fleiß und Betragen der Schüler mit den dienlichen Bemerkungen von dem Herrn Inspector verlesen und die Versetzungen bekannt gemacht werden.

Se. Excellenz der Herr Kriegs-Gouverneur von Riga, General-Gouverneur von Liv-, Ehst- und Kurland, General-Lieutenant, Senateur und vieler hohen Orden Ritter, Baron von der Pahlen, Se. Excellenz, der Herr Civil-Gouverneur von Livland, Geheimrath und hoher Orden Ritter, von Fölkersahm, Se. Eminenz, der Hochwürdig Herr Bischof Vicarius von Riga und hoher Orden Mitglied, Irinarch, der Herr Livländische Vice-Gouverneur, wirklicher Staatsrath und hoher Orden Ritter, Dr. von Cube, Se. Excellenz, der Herr Ehren-Curator des Gymnasiums, Landrath und Ritter von Kennenkampf, Se. Magnificenz, der Herr General-Superintendent von Livland, Vice-Präsident des Provinzial-Consistoriums und Ritter von Klot, sämtliche Behörden des Landes und der Stadt, insonderheit Ein Hochedler und Hochweiser Rath der Kaiserl. Stadt Riga, der Hochwohlgeborne Adel, die Hochehrwürdige Geistlichkeit aller Confessionen, die Aeltern und Vormünder der Schüler, alle Freunde der Jugendbildung und Gönner des Schulwesens werden hierdurch ehrfurchtsvoll und ergebenst eingeladen, diese Schulfeierlichkeiten mit ihrer Gegenwart zu beehren.